Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: "Telllieder"
Autor: Steinberg, Augusta
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573994

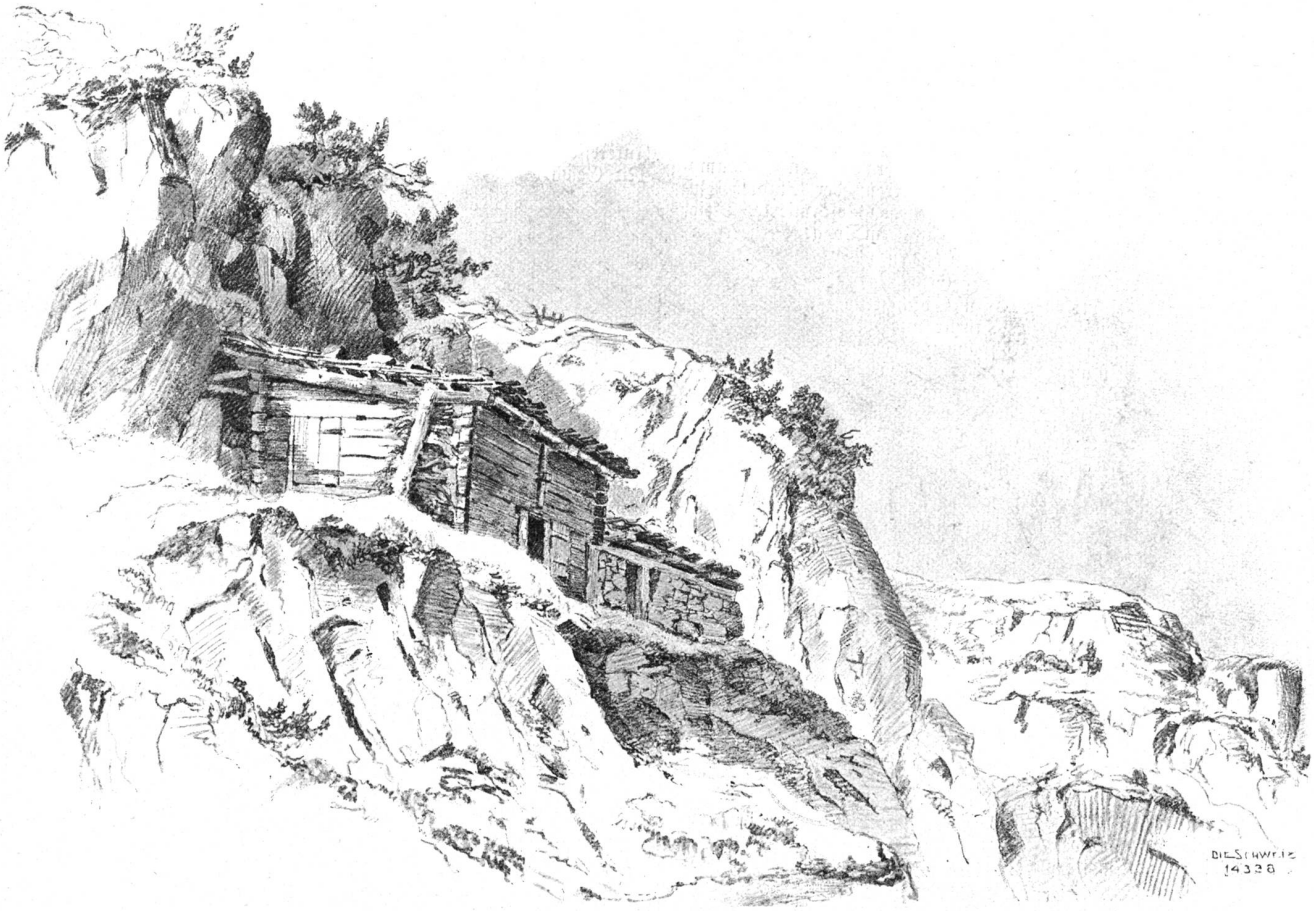
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Alphütten im Erstfeldertal. Nach Bleistiftzeichnung von Jost Muheim, Luzern.

näher und näher, mächtiger, mit metallischem Beiklang und zur Stärke eines gewaltigen Orgeltons anschwellend: die Hochbahn jagte über das Eisengerippe, das seine Silhouette über die Großbeerenbrücke spannte. Das Gelb und Rot der Wagen, die wie an der Schnur gezogen hinter den Häusern verschwanden, leuchtete hell in der jungen Sonne.

Und der ästhetisierende Wentgraf fühlte sich auf einmal von einem Daseinsrausch, einer Lebensbejahung gepackt, die er nie so stark empfunden hatte, selbst im Rekonvaleszentenstadium nicht. Zugleich faßte ihn ein Bedürfnis, sich andern nützlich zu machen, andern von seiner impulsiven Kraft mitzuteilen, und er überlegte nicht lange, sondern nahm Hut und Ueberrock und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt).

„Telllieder"

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es gibt eine Anzahl von „Tellliedern", die man kaum mit diesem Namen nennen würde, legten sie sich ihn nicht selber bei. Es sind keine Telllieder im eigentlichen Sinn, d. h. ausschließliche Darstellungen und Verherrlichungen der Tellsage. Vielmehr sind es Kriegslieder und parteipolitische Schutz- und Trutzgesänge, die weitab von den Zeiten des Tell liegende stürmische Tage geboren haben.

Dennoch haben diese Lieder ein Anrecht auf ihren Namen, und dieser Aufsatz seine ratio essendi gerade am heutigen Tag. Denn sie sind ein sprechender Beweis dafür, wie lebendig das Andenken des Tell sich durch die Jahrhunderte hin erhielt. Mögen empörte Bauern das Lied singen oder mag ein Gelehrter es wie einen Pfeil gegen einen politischen Gegner schnellen, immer feiert oder befehdet es die Ereignisse in Anlehnung und paralleler Linienführung zu der Tat des Tell. Als Apotheose wirken die ersten Strophen in ihrem warmen, kraftvollen Anruf des toten Helden. In jenen Tagen mochten sie die Begeisterung wie eine Fackel entflammen. Somit wird uns verständlich, weshalb z. B. ein politisches Lied aus der Zeit des Toggenburgerkrieges sich als „Tellenlied" bezeichnet.

Eigentümlich ist unsern Tellliedern, daß nicht die Erhebung des ganzen Schweizervolkes gegen einen äußern Feind, sondern innere Bruderkämpfe sie hervorgebracht haben.

Stets sind sie der Ausdruck der ewigen Gegensätzlichkeit zwischen Herren und Bauern. Der Tell ist aus dem Volk hervorgegangen. Dessen sind sich die Bauern gerne bewußt. So rufen sie im Bauernkrieg (1653) aus:

Ach Tell, ich wollt dich fragen:
Wach auf von deinem Schlaf!
Die Landvögt wend alls haben,
Roß, Rinder, Kälber, Schaf.

Ein jeder herr will leben
Wie'n junger Edelmann.
Es muß es ihm hergeben,
Der arme gringe mann.

Daß der Tell ein Urner war, fühlen mit Stolz die katholischen Kantone. Ist daher einmal die Religion in Gefahr, so tritt der Schütze von Bürglen unfehlbar als Patron der katholischen Sache auf. In den meisten Fällen decken sich die Interessen des alten Glaubens und die der Bauern bezw. der Länderkantone. Wie der Tell das Schweizerland vom Joch des Adels befreit hat, so gilt in den Vilmergerkriegen der Kampf der demokratischen Landstände den „Herren" der Städte. Zugleich aber fechten sie als Altgläubige gegen Reformierte. Dieser Stimmung entspringen die Strophen aus dem Toggenburgerkrieg:

Wilhelm, wo ist der Telle?
Vergraben in der Erd.
Komm her vor uns dich stelle,
Du Held lieb, theur und werth.
Thu deine G'spahnen wecken,
Zu newer Trew und Eyd,
Die Herren zu erschrecken,
So worden seynd meineyd.

Was du mit Blut errungen,
Anjetzt verkauffet ist,
Die Freyheit wohl gelungen
Den Herren z'wider ist.
Der Adel zu z'erstöhren,
Den alten freyen Stand,
Die Eydgnoßschafft empören?
Verkaufft das Vatter-Land.

Die Zuversicht, daß der katholischen Sache der Sieg sein werde, bricht sich in einer weitern Strophe Bahn:

Haben wir nicht zu trauwen,
Dem heilgen Rosenkrantz,
Mariä der Jungfrauwen,
So steht für unser Schantz?
Catholische Soldaten,
So trew am Glauben seynd,
Ernewret ewre Thaten,
Ziecht tapffer an den Feind.

Die ganze naive Besitznahme des Tell für die katholisch-volkstümliche Partei offenbart sich dann in dem Zuruf:

Tell, Wilhelm Tell dich stelle,
Von newem zum Gewehr.
Der Herren Gwalt verfelle,
Dem Vatterland zu Ehr.
Sammle dir redlich Bawren,
Under der Freyen Fahn,
Die gern all Gfahr außdauwren
Und ziehen frisch daran.

Das früheste Telllied entstammt dem Bauernkrieg (1653). Sprunghaft führt es einzelne Phasen der Erhebung vor und deckt die Machinationen der Städte auf. Einer unbedeutenden Persönlichkeit, dem Wirt zum Falken von Aarburg, wird ein unverhältnismäßig breiter Raum gegönnt. In den prägnanten Versen:

Gleich wie zu Tellen Leben,
Also thut's jetzt hergon:
Der Landmann sollt hergeben,
Geb (gleichviel) wo er's möcht überkon...

liegt die Begründung der ganzen Erhebung. Die Bauern nährten daran ihre revolutionäre Gesinnung. Sie sangen es vor des Landvogts Haus, den Herren zum Trutz.

An den ersten Vilmergerkrieg (1656) knüpft „ein schön new Lied von Wilhelm Tellen durch Helvetium Wahrsagern" an. Wie der Autor, so ist auch das genaue Datum der Entstehung unbekannt. Das Titelblatt, mit einer bildlichen Darstellung der Apfelschußszene geziert, begnügt sich mit der denkbar umfassendsten Datierung, da es als Druckjahr dasjenige nennt, „da nicht viel Gelt war". Doch wird es wohl zwischen 1656—1659 geschrieben worden sein, und wenn gewisse Anzeichen nicht trügen, von einem gelehrten, vielleicht geistlichen Schwyzer. Im Grund genommen stellt das Gedicht eine Streitschrift gegen die vermittelnde Politik dar, die der urnerische Altlandammann Sebastian Pilgram Zweyer anstrebte. Das geht mit voller Klarheit aus den ersten Strophen hervor:

Wilhelm war ich, der Telle,
Von Helden Muht vnd Blut,
Der ich mit meinen Gsellen,
Erhalten Ehr vnd Gut:
Das Vatterland befreyet,
Vertriben Tyranney
Die Pilgrin jetzund zweyet
Vnd selbst Tyrann will seyn.

Als ein neuer Zwingherr ist er aufgetreten, der das wahre Interesse seiner Partei zugunsten der Feinde außer acht läßt. Mit Gewalt und Bestechung setzt er seine Ideen durch:

Zu Altorff, wo die Linden
Vor Zeiten gruenet hat,
Ist der Zwingherr zu finden,
Da steckt er auff Mandat,
Die sich auff sein Werck schicken,
Dem Landmann heimlich sind.
Er kan ihn übertücken
Mit List vnd Gold geschwind.

Der Friede wurde den katholischen Orten zum Nachteil geraten.

Mit vilem Proiectieren
Wird als politisch g'stellt,
Mit vilem Disputieren
Wird auch die Warheit gfällt
Jetzt nimbt man euch bey Haren,
Den Kopff bald auch darzu:
Den Stall müst ihr verwahren,
Sonst kosts ihn mit der Kuh.

Diese Verhältnisse haben den Verfasser bewogen, seinen Mahnruf ergehen zu lassen:

Das hat mich verursachet,
Dem frommen Landmann z'lieb
Z'Vry, den ich betrachtet
Zu singen dieses Lied.
Viel lieber wolt ich wainen,
Wann ich den Jammer sich,
Das kan man nicht vermainen
Der Glaub kombt in den Stich.

Am 17. Juli 1712 schrieb der Landvogt Johannes Rahn von Wädenswil den Herren in Zürich unter anderm, man habe diesen Morgen einen gewissen Rudolf Frischli von Arth, als er auf einem Feld in Richterswil arbeitete, verhaftet; eine Flugschrift, welche „ein sehr nachdenkliches Lied" enthalte, habe sich auf ihm gefunden. Man lebte damals in den Tagen des zweiten Vilmergerkrieges. Zürich und Bern hatten Sieg auf Sieg errungen. Des Kampfes müde, neigten Uri und Luzern dem Frieden zu, als der Nuntius und der Klerus den Glauben gefährdet erklärten und von neuem den Krieg anfachten. Zu dieser Zeit verfaßte ein Zuger, der Kaplan Joh. Melchior Schell zu St. Wolfgang, jenes „nachdenkliche" Lied. Es ist im wesentlichen ein Schmählied gegen die Luzerner Herren, die durch jenen nachgiebigen Friedensschluß ihre geheime Sympathie für die feindlichen Städtekantone nicht verleugnet hatten. Im Gegensatz zu ihnen, die als Verräter der katholischen Sache erscheinen, wollen die Bauern Glauben und Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen. Mag man sie als Empörer verschreien, ist es doch dem Tell selbst nicht besser ergangen. Sogar ihn „für solchen zehlen, Die Herren oftermahl".

Zwanzig Jahre später lebte dieses Lied (von dem einige Strophen oben zitiert wurden) in wenig veränderter Form auf. Damals sangen es die „Harten", die österreichischen Parteigänger im Lande Zug. Ueber dessen Grenzen hinaus wollte es die Revolte tragen. Aengstlich suchte sich Luzern dagegen zu schirmen. Am 2. Januar 1733 erließ es ein feierliches Mandat. Bei Strafe höchster Ungnade und einer Buße von hundert Talern verbot es, das Lied in Händen zu halten, abzuschreiben, zu singen und auszubreiten. Dem Rat von Zürich teilte es mit, daß es alle aufzutreibenden Exemplare durch den Scharfrichter habe verbrennen lassen, und empfahl, ähnliche Maßregeln zu treffen, „maßen dises gefährliche vnd sonderheitlich auf gentzliche Verkherung der Stätten-Regimentsform abzihlende Liedt alß eine Sturmgloggen zu algemeiner Empörung der vnderthanen wider die Obrigkeiten anzusehen".

Die Städte schaffen ihre Tellieder nicht aus spontanem Gefühl heraus. Es ist, als ob sie sich ihres mindern Anrechts auf den Schützen wohl bewußt wären. Wird es ihnen aber doch einmal zu bunt, so schleudern sie dem Angriff einen Gegen-Tell entgegen. Ein solcher erstand 1659 unter dem verächtlichen Motto: «Ab impiis egreditur impietas» dem Tellenlied des

Tells Sprung.

Nach dem Freskogemälde von † Ernst Stückelberg (1831—1903)

in der Tellskapelle am Urnersee.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G. Einsiedeln.

ersten Vilmergerkrieges. Scharf wird hier dem „Verkehrten Wilhelm Tellen" das Urteil gesprochen:

Verkehrter Tell,
Fürt ein gebell
Den alten zwider
Will schießen nider
Alß selb Tyrann
Den Biderman
Als Lärmenschreyer
Den Friden Zweyer (Anspielung auf den Gene-
I(h)n fehlt der Schuß [ral Zweyer)
Ihm fehlt der Schluß
Begründt im rächten
Ohn widerfächten.

Dem Telllied von 1712 folgte auf dem Fuß „Das entlarftes Tell-Gespenst oder Entdeckung und Zergliederung des neuen Tell, welcher von gegenwärtigen eidgenössischen Unruhen friedhässige und boßhafte Lügen in die Welt außgestreuet". Fehlte auch diesem Gedicht sein lateinisches Motto, wir müßten doch aus dem klaren Aufbau und den fließenden Wendungen, die sich vorteilhaft von dem schwerfälligen, oft dunkeln Stil der katholischen „Telle" abheben, auf einen gebildeten und gewandten Verfasser schließen.

Doch weiß ich nicht zu sagen,
Was das sey für ein Tell?
Es will mir nicht in Magen,
Es seye der Gesell,
Der dort vor alten Zeiten
Nicht hat verehrt den Filz,
Es wil mir eher deuten,
Es sey ein Bauernrülz.

Ja eher wil ich trauen,
Es sey ein wuest Gesicht
Von einer Zugerfrauen
Auß Endor zugericht:
Dann er steigt auß Erden,
Auß einem dunklen Ohrt,
Und redet von Beschwerden,
Nur lauter Lugenwort?

Ein scharfer Spott züngelt gegen die Länderorte, die den Helden der ganzen Nation als Schild vor ihre Parteisache stellen:

Der recht Tell ist im Himmel,
Sein Namm im Sägen ruht.
Doch mit ihm mancher Lümmel
Beschönet, was er tuht.

Falsch ist es, den Tell als Feind der „Herren" auszugeben:

Der Tell wölt nicht verbannen
Die Herren allzugleich,
Er gab nur dem Tyrannen
Den rechten Todesstreich!

Aber auch gegen die Auffassung des Krieges als eines Glaubenszwistes lehnt sich das Gedicht auf:

Wer hat jemahl vom Glauben
Zu disem Krieg geredt?
— — — — — — —
Es war nicht um den Glauben,
Um Freyheit wars zu tuhn,
Die suchte man zu rauben
Den Toggenburgern nun.

Von seiten der katholischen Kantone war Luzern zum Verräter gestempelt worden, als es den ersten Aarauer Frieden einging. Da es wieder zurücktritt, erfährt es auch von den Städten bittere Angriffe:

Tell hat nicht mehr zu klagen,
Lutzern sich hat verkehrt,
Sich aller Treu entschlagen
Und alle Welt gelehrt:
Bey päpstlichen Eidgenossen
Sey weder Ehr noch Treu,
Ab schelmischen diebspossen
Sie haben keine Scheu.

Tell nach dem Schuss.
Nach dem Oelgemälde (1897) von Ferdinand Hodler, Bern.

Was die äußere Form der Tellieder betrifft, so sind sie alle über einen Leisten geschlagen. Ihr Vorbild ist das Gedicht über die Tellsage, das der Urner Pritschenmeister Hieronymus Muheim im Jahr 1633 „gemehrt" und verbessert herausgab. Sie sind in dreihebigen Jambenversen konstruiert, die sich zu vier- oder achtzeiligen Strophen aneinanderreihen. Rhythmus und Reim sind manchmal unzulänglich, und der letztere nur zu oft nach dem bekannten Schema „Reim dich ꝛc." ausgeführt. Die ersten Strophen der beiden Vilmergerlieder sind eine bloße Umformung derjenigen des Muheimschen Gedichtes. Sicherlich kommt den Tellieder kein großer poetischer Wert zu. Vereinzelte kräftige, volkstümliche Wendungen, die einer gewissen Plastizität nicht entbehren, wiegen nicht die Härten und Unbehilflichkeiten auf, die aus den zitierten Stellen sich keineswegs überhören lassen. Für Lieder, die gesungen werden, weisen unsere „Tellen" eine unerhörte Länge auf: das Lied von 1653 zählt sechsundzwanzig Vierzeiler, das von 1712 neunzehn und das von 1733 zwanzig Achtzeiler. Man sang sie in der „Tellenweis", im Ton eines alten, weitverbreiteten Liedes vom Tell.

Mag auch vom ästhetischen Standpunkt aus für unsere Tellieder mehr oder minder gelten, daß „ein garstig Lied ein politisch Lied" sei, so können wir nicht umhin, ihnen als Moment- und Stimmungsbildern vergangener Zeiten einen um so höhern Wert beizumessen. Der wirre Stimmklang ferner Ereignisse hallt uns aus ihnen entgegen, der heiße Atem längst verschütteter Leidenschaften weht uns daraus an. So eignen sie sich wie keine andere Art der Ueberlieferung, in ferne Epochen Licht und Schatten zu werfen und sie uns nahezubringen.

Dr. Augusta Steinberg, Zürich.

Urquell

In der Seele Grund verborgen
Sprudelt eine goldne Quelle.
Schimmernd wie der junge Morgen
Treibt ans Licht die klare Welle,

Flüstert von viel schönen Dingen,
Leise, im Vorüberrauschen,
Und das Flüstern wird zum Singen —
Stille, stille! Laßt mich lauschen....

Franz Otto Schmid, Bern.